



Studenten demonstrieren in München vor der Feldherrnhalle. Sie führen Plakate mit den Porträts von Che Guevara, Ho Chi Minh und Karl Marx mit sich. RUDOLF DIETRICH / SZ PHOTO

Die Propagandalügen westlicher Maoisten

Der Appell an die Opferbereitschaft brachte klar denkende Intellektuelle dazu, totalitäre Staaten zu preisen. Von Hans Christoph Buch

Jörg Immendorff, Helmut Lethen, Karl Schlögel, Rüdiger Safranski, Dieter Sturm oder Götz Aly – man darf sie zu den hellsten Köpfen und kreativsten Geistern der Bundesrepublik zählen: eine Elite im traditionellen Sinn des Worts. Christian Semler – lange Jahre graue Eminenz der «TAZ» –, der 1970 die KPD-Aufbauorganisation aus der Taufe hob, arbeitete die Obengenannten als Parteikader oder Mitläufer zu. Hans-Gerhart «Joscha» Schmierer wiederum, 1997 bis 2007 leitender Mitarbeiter im Planungsstab des Auswärtigen Amts, gründete 1973 den Kommunistischen Bund Westdeutschland (KBW).

Es handelte sich dabei um zwei einander bekämpfende Politsekten, deren Führer dem Massenmörder Pol Pot persönlich zum «Sieg im Volkskrieg» gratulierten. Darauf angesprochen, betonten Semler und Schmierer fast gleichlautend die Sanftheit des kambodschanischen Revolutionärs. Dass dem Terrorregime der Roten Khmer nicht während, sondern nach den Kämpfen ein Viertel der Bevölkerung zum Opfer fiel, von buddhistischen Mönchen bis zu aus dem Ausland heimkehrenden Studenten, war bekannt, wurde aber von westlichen Maoisten als Propagandalüge abgetan: Ähnlich wie Chinas Kulturrevolution war das «demokratische Kamputschua» antiamerikanisch und antisowjetisch zugleich.

Einübung in Parteidisziplin

Wie ist es zu erklären, dass wichtige Vordenker der 1968er Generation, die Willy Brandts Devise «Mehr Demokratie wagen!» wörtlich nahmen, die auf die Strasse gingen gegen Notstandsgesetze und Springer-Presse, autoritäre Erziehung und verlogene Sexualmoral – nicht zu vergessen den Krieg in Vietnam –, sich maoistischen Sekten anschlossen, deren Parteichinesisch die Betonköpfe in Moskau und Ostberlin fast schon liberal erscheinen liess? Auch Urgesteine der Grünen wie Jürgen Trittin und Winfried Kretschmann wurden in den sogenannten K-Gruppen sozialisiert und übten sich in Parteidisziplin.

Ausgangspunkt für die Entstehung der K-Gruppen war die Selbstauflösung des Sozialistischen Deutschen

Studentenbundes (SDS) und die damals von vielen geteilte Ansicht, die 1968er Revolte sei gescheitert an ihrer Organisationsfeindlichkeit, sprich: am Fehlen einer für alle verbindlichen Ideologie.

In Wahrheit war das keine Schwäche, sondern eine Stärke des spontanen Protests, der Studenten und Professoren, Christen und Sozialisten, Feministinnen, Schwule und aufbegehrende Jugendliche punktuell zusammenführte. Zur Behebung des vermeintlichen Defizits bedienten sich die Dogmatiker bei den Slogans der KPD der 1920er Jahre und bei Parolen antikolonialer Befreiungskriege von Mao und Che Guevara bis zu Ho Chi Minh – um nur diese zu nennen.

Karl Marx sprach davon, dass alle grossen weltgeschichtlichen Ereignisse sich wiederholen würden, das eine Mal als Tragödie, das andere Mal als Farce. Dass wild gewordene Bürgerkinder sich auf China, Kuba und Vietnam beriefen, war lächerlich, doch der Erfolg der Maoisten wurzelte nachgerade in dem, was sie ihren Anhängern abverlangten: «Für den Verzicht auf die diversen Freuden des Alltags, für die materiellen Opfer und die permanente Selbstauspöderung gab es durchaus eine Kompensation. Denn das totale Leben in der «Organisation» nahm einem (...) Unsicherheiten und Ängste ab. Es bot die Lust des Kommandierens und die Lust des Gehorchens. Und noch den subtilsten Terror gegeneinander produzierten wir letztlich selbst», schrieb Gerd Koenen nach seinem Austritt aus dem KBW 1990 in Daniel Cohn-Bendits Frankfurter Stadtmagazin «Pflasterstrand».

Zur Schnittmenge religiöser und politischer Sektierer gehört, dass sie das Blaue vom Himmel versprechen, in der Praxis aber Selbstaufgabe fordern: Der kollektive Suizid war ideologisch vorprogrammiert. Das gilt für Maos Kulturrevolution wie für die Roten Khmer und für die K-Gruppen der 1970er Jahre, deren Mitglieder unentgeltlich arbeiten und einen Grossteil ihrer Einkünfte oder ihres Vermögens der Organisation spenden mussten – leitende Kader wurden aus der Parteikasse bezahlt. Als der KBW sich auflöste, besass er eine Topimmobilie im Frankfurter Bankenviertel und eine Fahrzeugflotte von Saab-Limousinen.

Zur Schnittmenge religiöser und politischer Sektierer gehört, dass sie das Blaue vom Himmel versprechen, in der Praxis aber Selbstaufgabe fordern.

So absurd es scheint: Der Appell an die Opferbereitschaft machte den Maoismus für viele junge Leute attraktiv, während die Moskauer und Ostberliner höflichen Parteien auf materielle Anreize setzten. Die Alkoholexzesse und üppigen Buffets beim Friedenstagessen in Sofia und bei den Weltjugendfestspielen in Havanna habe ich selbst erlebt – nicht als Delegierter, sondern als Sympathisant, der nicht der Parteidisziplin unterlag und Narrenfreiheit genoss. «Greif zu, Genosse», rief der FDJ-Vorsitzende Egon Krenz angesichts eines Tablett mit Langusten, das mit Orden dekorierte Sowjetgeneräle leer räumten, während das kubanische Volk darbt.

Ich bin kein Moralist, der Funktionären alleinseligmachender Parteien vorwirft, dass sie bestechlich waren oder sind. Käufliche Politiker und manipulierte Massen gab es schon im alten Rom, und die Korruption stellt eine historische Konstante dar. Das Problem liegt eher darin, dass revolutionäre Regime westliche Besucher mit denselben schalen Privilegien köderten, über die diese sich in ihrer eigenen Gesellschaft empörten, wie André Gide nach der Rückkehr aus Stalins Sowjetunion schrieb. Verglichen damit, war Maos Kulturrevolution egalitär, doch die Opfer seiner Gewaltherrschaft stehen denen des Stalinismus nicht nach, und die offizielle Erklärung, Maos Politik sei zu siebzig Prozent richtig gewesen und zu dreissig Prozent falsch, klingt wie ein zynischer Witz.

Ideologische Verblendung

Was aber brachte weitsichtige, klar denkende Intellektuelle dazu, totalitäre Staaten zu preisen und zusammen mit Mao auch Stalin zu huldigen? Die Antwort ist deprimierend, denn es war nicht die im Marxismus enthaltene Hoffnung auf Emanzipation. Es war die jakobinische Schärfe, ein mit Fanatismus gepaarter Vernichtungswillen, was sie fasziniert hat. So besehen, war Horst Mahlers Bekenntnis zur NS-Ideologie, einschliesslich der Judenverfolgung, kein Ausrutscher, sondern die letzte Konsequenz seiner Mitgliedschaft in der RAF und später der Kommunistischen Partei Deutschlands (Aufbauorganisation) (KPD/AO).

Bevor alles falsch wird, eine Klarstellung: Dieser Text ist kein weiterer untauglicher Versuch, Veteranen von 1968 politische Torheiten und Tollheiten um die Ohren zu hauen, denn das haben sie selbst glaubwürdiger und gründlicher getan: Peter Schneiders autobiografischer Essay «Rebellion und Wahn» ist hier an erster Stelle zu nennen sowie, stellvertretend für viele andere, Gerd Koenens Aufarbeitung seiner ideologischen Verblendung am Beispiel des KBW. Solch radikale Selbstkritik war und ist von Stasim und von Literaten, die der einst von Ostberlin bezahlten Deutschen Kommunistischen Partei nahestanden, nicht zu vermelden; wenn überhaupt, distanzieren sie sich halbherzig und relativieren DDR-Unrecht mit Hinweisen auf die Sündenregister der BRD.

Unser späteres Leben

«Wenn man bedenkt, wie viele Künstler (...) erklärte Kommunisten waren und auf diesem Sockel doch oder gerade unermesslich schöne und freie Werke errichteten», schrieb Botho Strauss in einer Hommage an den Dramaturgen Dieter Sturm.

Zu den Ikonen der westdeutschen Kulturrevolution gehörten Jörg Immendorffs Gemälde «Café Deutschland» und die Schaubühneninszenierung der «Optimistischen Tragödie» von Wsewolod Wischnewski, an der Sturm mitwirkte. Der mit dem Stalinpreis prämierte Dramatiker verherrlichte darin die blutige Niederschlagung des Aufstands der Kronstädter Matrosen gegen die Bolschewiki, denen sie selbst zur Macht verholfen hatten. Die Revolution frisst ihre Kinder: Das passt zu Lenins These vom Linksradikalismus als einer Kinderkrankheit, die rücksichtslos auszumerzen sei. Aber auch zu Stendhals Diktum, unser späteres Leben sei nur die Fortschreibung dessen, woran wir mit zwanzig Jahren geglaubt hätten.

Hans Christoph Buch ist Schriftsteller und lebt in Berlin. Sein jüngster Roman «Robinsons Rückkehr. Die sieben Leben des H. C. Buch» erschien kürzlich in der Frankfurter Verlagsanstalt.